



XIII



ROBIN  
JARVIS

DANCING JAY

ZWISCHENSPIEL



XIII



script 5

**Robin Jarvis bei script5:**

Dancing Jax – Auftakt

*Dancing Jax – Zwischenspiel*

ROBIN JARVIS



# DANCING JAX

## ZWISCHENSPIEL

aus dem Englischen  
von Nadine Mannchen

Unverkäufliche Leseprobe

script 5



978-3-8390-0135-6

1. Auflage 2013

Erschienen unter dem Originaltitel *Dancing Jax – Freax and Rejex*

Copyright © Robin Jarvis 2012

The author asserts the moral right to be identified as the author of this work.

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2013 script5

script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach

Aus dem Englischen übersetzt von Nadine Mannchen

Innenillustrationen: Robin Jarvis

Umschlagfotos: © iStockphoto.com/Mak\_Art; Bojan Zivic

Umschlaggestaltung: Christian Keller

Redaktion: Ruth Nikolay

Printed in Germany

[www.script5.de](http://www.script5.de)

## Der Baxter-Blog

### Warnung an die Welt

Und wieder ein neuer Blog-Versuch. Von wie vielen Seiten bin ich nun schon rausgeflogen? In ganz Großbritannien ist kein einziger Provider mehr übrig, der nicht von *ihnen* kontrolliert wird. Daher muss ich jetzt einen holländischen Server benutzen – was allerdings nicht auf meinen Aufenthaltsort schließen lässt, also probieren Sie gar nicht erst, mich zu finden, Mr Fellows. Das schaffen Sie nicht.

Okay – wie viele Monate ist es jetzt her, dass dieses Scheusal von einem Buch veröffentlicht wurde? Ich kann und will schon nicht mehr mitzählen. Ich werde an dieser Stelle auch weder Zeit noch Platz mit »Ich hab's euch ja gleich gesagt« verschwenden, aber ich gebe euch mein Ehrenwort, dass ich mein Möglichstes versucht habe. Ich, wir, wollten euch warnen. Ein paar haben zugehört, nur leider nicht annähernd genug – zumindest nicht, bis es zu spät war und diese Seuche sich zu weit ausgebreitet hatte.

Schaut euch nur an, was in Großbritannien inzwischen los ist. Die Wut ist verraucht und die Protestbewegungen haben aufgehört, sogar die Sperrstunde ist wieder aufgehoben worden, weil es da draußen einfach nicht mehr genug Leute gibt, die noch alle sieben Sinne beisammenhaben, um Ärger zu machen. Irgendwie haben sie euch gekriegt, haben euch dazu gebracht, zu lesen oder zuzuhören, oder haben euch diesen stinkenden Dreck zu essen gegeben. Und jetzt seid ihr genauso wie die ganzen anderen hirngewaschenen Mitläufer.

An die, die noch immer um jeden Preis Widerstand leisten (ich weiß, ein kleiner, verstreuter Haufen existiert noch), entweder weil ihr einen eisernen Willen oder einfach das Glück habt, so wie ich immun gegen diesen Wahnsinn zu sein: Ich rate euch dringend, das Land zu verlas-

sen! Verschwindet von da. Ihr könnt nichts mehr ausrichten. Großbritannien ist am Ende. Aber ihr könnt noch immer dabei helfen, *es* daran zu hindern, auch den Rest der Welt zu verpesten. Haltet Ausschau nach Fluchtwegen – entsprechende Links sind überall im Internet verstreut. Wenn ihr unsere Mitarbeiter davon überzeugen könnt, dass ihr es wirklich ernst und ehrlich meint, dann wird man euch Tipps geben und Wegbeschreibungen zur Verfügung stellen. Ich entschuldige mich schon im Voraus dafür, dass wir euch ordentlich auf den Zahn fühlen werden, aber wir müssen so vorsichtig sein, um uns abzusichern. *Sie* haben ihre Augen überall und *sie* werden vor nichts haltmachen, um uns zu schnappen. Viel Glück!

Martin Baxter

# 1

Reggie Tucker hievte sich seinen Rucksack auf die Schultern. Es war an der Zeit, den Park zu verlassen. Er krabbelte aus seinem Versteck unter den Rhododendren an der Außenmauer und lief eilig einen der Fußwege entlang. Mit fest zusammengepressten Lippen durchquerte er einen Schwarm dicker, sirrender Fliegen. Widerlicher Verwesungsgeruch hing über diesem düsteren Teil des Parks. Die merkwürdigen, abstoßenden Pflanzen, die vor einigen Monaten plötzlich aufgetaucht waren, hatten sich mittlerweile überall verbreitet. Sie überwucherten die Rosenbeete und auf der Suche nach neuem Boden streckten sich ihre borstigen Ranken wie Fühler durch die Spaliere.

Vorsichtig stieg Reggie über sie hinweg und legte einen Zahn zu. Der Geruch, den die hässlichen grauen Blüten verströmten, ließ ihn würgen. Angewidert warf er einen Blick zurück auf die dicke Wolke aus Schmeißfliegen, die sich um die ekeleregenden Blütenblätter tummelten, und hastete weiter.

Der Junge zog den Kopf ein, als ihm ein Mann entgegenkam, der seinen Hund Gassi führte. Dann huschte er an einem Grüppchen von Leuten vorbei, die in einem engen Kreis im Gras hockten. Sie waren völlig vertieft in ein Buch und wiegten sich vor und zurück, während sie den Text laut vorlasen. Reggie hegte keinerlei Zweifel, um was für ein Buch es sich dabei handelte. Inzwischen gab es nur noch ein Buch.

Bestenfalls blieb er unbemerkt. Falls nicht, würde die niedrige Spielkarte, die er sich an die Jacke geheftet hatte, hoffentlich jeden Neugierigen zufriedenstellen.

Reggie knurrte der Magen. Die letzte Ration seines eilig zusammengepackten Proviant hatte er gestern verputzt. Er hatte zwar etwas Geld einstecken, doch er traute sich nicht, in einen Laden zu gehen, um etwas zu kaufen.

Außerdem war er völlig erschöpft. Seit drei Nächten schlief er nun im Freien. Bisher hatte er Glück gehabt, der April war außergewöhnlich warm und trocken und niemand hatte Reggie dabei erwischt, wie er

sich in ein leer stehendes Gebäude schlich oder in einem ausgebrannten Kleinbus versteckte, der während der Krawalle angezündet worden war. Einmal hatte er sogar unter einigen Brettern auf einem Schrottplatz übernachtet.

Trotzdem hatte Reggie im Augenblick andere Sorgen als seinen leeren Magen und seine Müdigkeit. Er war nervös und beunruhigt, allerdings nicht seinetwegen. Es war inzwischen später Nachmittag. Wo war Tante Jen? Sie hatten vereinbart, sich mittags hier zu treffen, aber sie war nicht gekommen. Er wusste, dass man sie beobachtete, trotzdem hätte sie ihm doch sicher wenigstens eine SMS geschickt, falls sie Probleme hätte, sich unbemerkt davonzustehlen, oder? Zum wiederholten Mal warf er einen Blick auf sein Handy. Noch hatte der Akku Saft und der Empfang war auch in Ordnung, aber da waren keine neuen Nachrichten von seiner Tante. Die letzte SMS stammte von gestern Morgen:

**Von: Tante J**

*Treffen uns morgen um 12. Du weißt, wo.*

*Sei bitte vorsichtig.*

X

Die anderen Nachrichten versuchte Reggie zu ignorieren, trotzdem konnte er nicht anders, als sie zumindest zu überfliegen.

**Von: Mum**

*Du kommst nicht weit!*

**Von: Dad**

*Dreckiger Abtrünniger!*

**Von: Mum**

*Ich hoffe, sie töten dich.*

Auch von seiner Schwester und seinen früheren Kumpeln hatte er SMS bekommen – alles gemeine Drohungen und Beleidigungen. Reggie wunderte sich, wie wenig ihm das ausmachte. Hatte er sich schon so daran gewöhnt? Bevor dieser ganze Irrsinn angefangen hatte, war ihm

der Begriff *Abtrünniger* noch nie untergekommen. Doch seit letztem Monat verfolgte er ihn regelrecht: zu Hause, in der Schule, in der Stadt. Völlig Fremde brüllten ihm Beschimpfungen entgegen und spuckten ihn an. Vergangene Woche war schließlich der erste Stein geflogen. Der blaue Fleck, den er davongetragen hatte, zierte sein Bein noch immer. Und mittlerweile hatten sich auf Reggies ganzem Körper zahlreiche weitere dazugesellt.

Der Zwölfjährige schob das Handy zurück in die Tasche. Tante Jen war der einzige Mensch, der normal geblieben war – zumindest von denen, die Reggie kannte. Aus irgendeinem Grund hatte dieses verrückte Buch, genau wie bei ihm, einfach keinen Einfluss auf sie. Deshalb behandelten Onkel Jason und ihre beiden Kinder sie auch wie Abschäum und deshalb wollte sie fliehen. Sie und Reggie hatten den geheimen Plan geschmiedet, gemeinsam zu flüchten. Eigentlich erst in einer Woche, aber Reggie hatte es zu Hause nicht mehr ausgehalten und war abgehauen. Leider hatte das ihr sorgfältig geplantes Vorhaben durcheinandergebracht. Ursprünglich hatte Tante Jen am Freitag das Familienauto klauen, die vierzig Meilen zu Reggie fahren und ihn abholen wollen. Dann wären sie gemeinsam in Richtung Küste geflohen. Tante Jen hatte online mit jemandem Kontakt aufgenommen. Anscheinend gab es da draußen noch andere Leute, die nicht unter dem bösen Einfluss des Buchs standen und ihnen helfen konnten. Leute, die sie aus England schmuggeln würden, raus aus diesem Land, das völlig durchgedreht war.

»Hey, du!«, rief ihm plötzlich jemand zu. »Gesegneten Tag!«

Reggie blickte hoch. Ein kleines Mädchen, vielleicht gerade mal sieben, wirbelte vor ihm im Gras herum. Sie trug ein Kleid, das vermutlich einmal ein Disney-Prinzessinnenkostüm gewesen war. Allerdings war es etwas abgeändert worden, sodass die Ärmel nun lose an den Seiten herabhingen und die Arme der Kleinen durch Löcher unterhalb der Schultern schauten. An Oberteil und Rock hatte man außerdem zahlreiche Bänder und Vorhangborten genäht, damit es ein bisschen mehr nach Mittelalter aussah.

»Das ist ja eine winzige Zahl!«, kreischte sie, als sie auf ihn zuhüpfte und die Karte an Reggies Jacke bemerkte. »Du bist nur eine Drei! Ich bin eine Sechs. Ich bin besser als du!«

Reggie schaute sich nervös um. Wo waren ihre Eltern? Andererseits

funktionierten Familien nicht mehr so wie früher. Ihre Eltern würden sich keine Sorgen machen oder sie auch nur vermissen, selbst wenn der Knirps den ganzen Tag lang nicht heimkam – vor allem nicht, falls es zu ihrer Rolle im Buch passte.

»Lies mir vor!«, verlangte sie.

»Ich muss wohin«, nuschelte Reggie und lief weiter.

»Lies mir vor!«, befahl sie, diesmal lauter. »Du bist nur eine Drei. Ich muss zurück zum Schloss, aber die langen Wörter sind zu schwer für mich. Lies mir sofort vor!«

»Ich hab mein Buch nicht dabei«, erklärte Reggie schnell.

Das Mädchen schaute ihn überrascht an. Ihr Gesicht war blass, aber hübsch, und ihr aschblondes Haar war mit einem dicken Stück Seil zu einem Zopf geflochten. Ihre grauen Augen waren glasig, trotzdem lag ein forschender Ausdruck darin, Lippen und Kinn waren mit dem widerlichen Saft der Früchte bekleckert, an denen Reggie vorhin vorbeigelaufen war.

»Jeder hat ein Buch«, erklärte sie. »Meins ist da drüben. Ich bringe es her. Und dann liest du mir vor.«

Sie wollte eben loslaufen, da hielt Reggie sie zurück. »Lass mal, wir nehmen meins«, sagte er schnell. »Es ist zu Hause, ich hab's nur liegen lassen und war eh schon auf dem Weg, um es zu holen.«

Das Mädchen legte den Kopf schief und sah ihn zweifelnd an. Mit diesem Jungen stimmte etwas nicht. Um seinen Mund waren keine Flecken und die dunklen Punkte in seinen Augen waren viel zu klein. Langsam wich sie vor ihm zurück, dann verzog sie ihr kleines Gesicht zu einer Fratze und brüllte aus Leibeskräften: »Abtrüger!« Sie zeigte anklagend mit dem Finger auf Reggie. »Abtrüger!« Reggie wollte ihr den Mund zuhalten, aber sie machte einen Sprung zur Seite und wich ihm aus – noch immer laut kreischend. »Abtrüger!«

Reggie blickte sich ängstlich um. Die Gruppe der Lesenden stand auf. Einer von ihnen tippte auf seinem iPad herum. Reggie war klar, dass er online die Liste der gesuchten Abtrünnigen in England durchsuchte. Täglich wurde diese auf den neuesten Stand gebracht, sicher war auch sein Foto längst darauf. Bestimmt hatte seine Mutter nur zu gerne sein letztes Schulfoto zur Verfügung gestellt.

Bingo! Der Mann mit dem iPad blickte mit einem Ruck auf und in Reggies Richtung. Er musste hier weg, und zwar schnell.

Die Leser rannten auf ihn zu. Auch der Mann mit dem Hund eilte den Weg zurück, während das kleine Mädchen noch immer wie am Spieß schrie. Reggie zögerte nicht lange und nahm die Beine in die Hand.

Tante Jen wohnte nicht weit vom Park entfernt. Reggie hatte die letzten paar Tage damit verbracht, zu ihr zu gelangen. Er war nur langsam vorangekommen, weil er möglichst nicht gesehen werden wollte – er war ziemlich stolz angesichts seines Einfallsreichtums. Jetzt hatte er es so weit geschafft! Warum war sie nicht aufgetaucht?

Reggie rannte, bis er sich sicher war, seine Verfolger abgeschüttelt zu haben. Allmählich wurde er langsamer und kam wieder zu Atem. Eine halbe Meile lief er noch, bis ihm vor Hunger schlecht wurde und er sich gegen einen Zaun stützen musste. Vorsichtig blickte er sich um.

Er war in einer hübschen grünen Wohnsiedlung gelandet – nicht zu viele und obendrein frei stehende Häuser, von denen keins dem anderen glich. Die Vorgärten waren gepflegt und einige, wenn auch wahrscheinlich unechte Buntglasfenster waren zu sehen. Bis zum Haus seiner Tante war es nicht mehr weit, es lag nur zwei Parallelstraßen entfernt von hier. Reggie wusste, wie dumm es war, dort aufzukreuzen, aber es half nichts. Er musste herausfinden, was geschehen war. Außerdem, wo sollte er sonst hin?

Als er weiterging, fiel ihm auf, wie gespenstisch still es war. Kein Verkehr war zu hören, weder Musik noch Lärm drangen aus den Häusern und weit und breit war niemand zu sehen. Die Gegend wirkte so ausgestorben, dass Reggie einen erschrockenen Satz machte, als eine Elster aus einem Baum aufflog und auf dem nächsten Rasen landete.

Reggie fragte sich ernsthaft, ob man die Straßenzüge hier vielleicht wegen irgendeines Notfalls evakuiert hatte, eine geplatzte Gasleitung oder so. Das würde zumindest erklären, warum hier alles wie eine gottverlassene Einöde wirkte. Und es würde auch erklären, warum Tante Jen nichts von sich hören ließ – vielleicht hatte sie das Haus überstürzt verlassen müssen und deshalb ihr Handy vergessen ...

So wird es sein, sagte er sich. Sie und alle anderen mussten auf einmal raus aus der Siedlung. Warum also laufe ich trotzdem weiter? Warum kehre ich nicht einfach um und haue ab? Es könnte gefährlich sein. Vielleicht kann man sich vergiften oder irgendwo explodiert gleich was.

Mit gerunzelter Stirn bog er in die Straße, in der seine Tante wohnte.

Aber wo ist man heute überhaupt noch sicher?, fuhr es ihm durch den Kopf.

Er konnte das Haus seiner Tante schon fast sehen. Reggie verstärkte den Griff um die Rucksackgurte und ging weiter. Bei jedem Schritt schnüffelte er prüfend, aber von Gas war nichts zu merken, nur der entfernte Gestank dieser grässlichen Pflanze stieg ihm in die Nase. Mittlerweile bauten die Leute sie schon in ihren Gärten an.

In seiner Fantasie begann Reggie sich weitere Erklärungen für die leer gefegten Straßen auszumalen. Verstrahlung, überlegte er. Eine Bombe ist hochgegangen und hat die gesamte Gegend hier verseucht. Oder ... jemand hat Chemikalien ins Trinkwasser geschüttet. Erdbebengefahr? Vielleicht hat sich in einer Straße ein großes Loch geöffnet und jetzt sind die Häuser einsturzgefährdet. Oder ... eine Seuche! Und in allen Häusern liegen Leichen herum, sie tötet dich auf der Stelle und lässt dich außerdem grün anlaufen! Und man bekommt überall eiterige Pusteln. Vielleicht ist ein Löwe aus dem Zoo ausgebrochen ... Obwohl hier weit und breit kein Zoo ist ...

Reggie verzog das Gesicht. Er musste es sich eingestehen, was auch immer hier passiert war, schuld war mit Sicherheit dieses Buch. Fast wünschte er sich, verschüttete Chemikalien oder eine Atomkatastrophe wären der Grund – sogar ein verrückter Axtmörder wäre ihm lieber. Zumindest wären das alles Gründe, die er verstehen könnte.

In der Straße, durch die er nun lief, gab es weder Zäune noch Hecken. Die leicht abfallenden Rasenflächen, über die sich von Solarleuchten gesäumte Fußwege bis zu den Eingangstüren hin schlängelten, erstreckten sich nahtlos bis zum Gehsteig.

Kurze Zeit später stand Reggie vor der Hausnummer 24: ein großes Einfamilienhaus, das zur Hälfte halbherzig mit Holz verkleidet war. Von der Straßenlaterne, die davor stand, flatterten lange bunte Bänder, wie bei einem Maibaum. Die Einfahrt war leer. Dann fiel Reggies Blick auf die Haustür – sie stand offen.

Hatten sie so schnell von hier flüchten müssen, dass sie nicht einmal die Tür geschlossen hatten? War da jemand im Haus?

Reggie sah sich nach allen Seiten um. Noch immer war weit und breit keine Menschenseele auszumachen. Sollte er es riskieren hineinzugehen? Bisher war alles gut gegangen, außerdem würde er in der Küche sicher etwas zu essen finden, und er war am Verhungern!

Der Junge rannte durch den Vorgarten und schob die Haustür weit auf. Der Flur dahinter sah aufgeräumt und sauber aus. Eine überstürzte Evakuierung hinterließ andere Spuren. Mit laut klopfendem Herzen machte Reggie ein paar Schritte hinein. Wachsam schlich er durch den Gang und spähte ins Wohnzimmer. Alles sah normal aus: Sofa, Plasmafernseher, Korkuntersetzer auf dem Beistelltisch, Familienfotos an den Wänden. Ungewöhnlich war nur ein gerahmtes Poster über dem Kamin – das war definitiv neu. Es zeigte ein weißes Schloss, das Schloss aus dem Buch.

Mit einem Schaudern wandte sich Reggie ab. Hastig huschte er in die Küche, wo er sich eine Packung Toastbrot griff und eine Scheibe in den Mund stopfte. Dann öffnete er den Kühlschrank und betrachtete mit einem zufriedenen Seufzen den hell beleuchteten Inhalt. Er nahm sich Schinken und Käse und zauberte sich mit zwei weiteren Scheiben Weißbrot ein Sandwich, das er so schnell verputzte, dass er sich um ein Haar verschluckt hätte. Zum Glück fand er auch eine Dose Cola, die er mit nur einem Schluck zur Hälfte leerte. Dann warf er einen zweiten Blick in den Kühlschrank. Im unteren Fach lagen mehrere Würstchen im Schlafrock, von denen er eins gierig verschlang. Zwei weitere ließ er in seiner Tasche verschwinden.

Während er kaute, kam ihm der Gedanke, dass er am besten so viel Essen wie nur möglich in seinem Rucksack verstauen sollte. Also nahm er ihn vom Rücken und machte sich ans Werk. Alles traute er sich allerdings nicht anzurühren: Joghurt zum Beispiel, Saft und einen Fruchtekuchen. Die Verpackungen trugen das Logo des Buchs und beinhalten das Fruchtfleisch und die Essenz der ekelerregenden Pflanzen.

Als er mit dem Kühlschrank fertig war, widmete Reggie sich den Regalen. Frische Lebensmittel würden nicht lange halten, Dosen waren da schon besser. Zwei Portionen Bohnen, Suppe und einmal Käsemakaroni waren jedoch alles, was in seinen Rucksack passte.

Dosenöffner!, fiel es ihm plötzlich ein. Er riss eine Schublade auf und durchwühlte das Besteck. Ein metallisches Scheppern zerriss die unheimliche Stille, als ein Messer und ein Löffel auf den Fliesenboden fielen.

Reggie erstarrte vor Schreck. Warum war er nicht vorsichtiger gewesen?

»Wer ist da?«, rief jemand.

Der Junge drehte sich um.

»Wer ist da?«, erschallte die Stimme ein zweites Mal.

Reggies Magen machte einen Hüpfer. Er wusste, wer da rief. Ein breites Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus und im nächsten Moment rannte er auch schon in den Flur, stoppte am Treppengeländer und lugte in den ersten Stock hinauf.

»Tante Jen?«, schrie er. »Ich bin's, Reggie.«

»Oh, Reggie!«, kam die leise Antwort. »Ich wusste, du würdest es schaffen.«

Reggie hastete nach oben. Seine Tante klang müde. Was hatte sein Onkel ihr angetan? Hatte er sie eingesperrt? Vielleicht war sie gefesselt.

»Warum bist du nicht in den Park gekommen?«, fragte er, als er oben angekommen war. »Wir wollten uns doch treffen. Was war denn hier los?« Er warf einen schnellen Blick ins Badezimmer, dann in die Zimmer seiner Cousins. Alle waren sie leer.

Am hinteren Ende der Galerie lag das Schlafzimmer seines Onkels und seiner Tante, die Tür stand offen. Im Innern war es dunkel.

»Ich konnte leider nicht, Reggie«, antwortete seine Tante aus der Finsternis. Das Gefühl von Freude und Erleichterung in Reggie flaute schlagartig ab. Stattdessen machten sich eine böse Vorahnung und Furcht breit.

»Warum?«, wollte er wissen.

»Es hat alles keinen Sinn, Reggie«, antwortete seine Tante.

Der Junge trat einen Schritt näher. »Warum hast du mir denn nicht Bescheid gegeben?«

»Ich konnte nicht.«

»Warum? Was hat Onkel Jason mit dir gemacht? Und wo sind alle?«

Diesmal erhielt er keine Antwort.

Reggie streckte seinen Kopf ins Schlafzimmer. Die Vorhänge waren zugezogen, doch entlang der Ränder sickerte von draußen die Aprilsonne herein. Zuerst dachte Reggie, auf dem Bett läge jemand, doch dann wurde ihm klar, dass es nur ein Stapel Kleidung war. Schubladen und Schränke waren durchwühlt worden und der Inhalt lag kreuz und quer im Zimmer verstreut. Dann bemerkte er eine Gestalt, die vor einem Schminkspiegel saß und sich im Zwielflicht gedankenversunken darin betrachtete.

»Tante Jen?«, fragte er zaghaft. Der Umriss rührte sich nicht. »Jen?«, probierte er es noch einmal.

Noch näher wagte Reggie sich nicht heran. Hierherzukommen war ein Fehler gewesen. Im fahlen Licht konnte er gerade so erkennen, dass ein Schleier aus schwarzer Spitze den Kopf der Frau bedeckte.

»Ich habe dich schon vor Stunden erwartet«, sagte sie, während sie den Spiegel nicht aus den Augen ließ.

Reggie wich einen Schritt zurück. »Ich hatte Angst, dass dir etwas passiert ist«, murmelte der Junge. »Irgendwas Schlimmes.«

»Es ist etwas passiert, Reggie. Aber nichts Schlechtes. Etwas sehr, sehr Gutes sogar.« Die Frau stand von ihrem Stuhl auf, drehte sich um und hob den Schleier.

Mit einem entsetzten Keuchen stolperte Reggie aus dem Zimmer. Tante Jen setzte ihm mit flotten Schritten nach und trat aus der Dunkelheit hinaus auf die Galerie. Reggie wich rückwärts vor ihr zurück und tastete sich bis zur Treppe vor.

Seine Tante trug eine Robe aus schwarzem Tüll und Taft, die bei jeder Bewegung raschelte wie ausgedörrtes Gras. Lange Seidenhandschuhe reichten bis zu ihren Ellbogen und um ihren Hals hing eine Kette aus glitzernden schwarzen Perlen. Ihr einst so freundliches Gesicht war zu einer finsternen Grimasse verzerrt. Rabenschwarze Lippen machten ihren Mund hässlich und ihre Augenbrauen wirkten, als hätte man sie mit Kohle nachgefahren. Tante Jen hatte sich eine Spielkarte an die Brust gepinnt und auf ihrer Wange prangte ein aufgemaltes großes schwarzes Pik.

»Nicht du!«, wimmerte Reggie. »Nicht auch noch du!«

»Ich bin die Pikkönigin«, raunte sie ihm zu. »Es ist vergangene Nacht geschehen. Nach so langer Zeit hat sich mir der Weg endlich geöffnet. Ich wurde in das Reich jenseits der Silbernen See geholt und wachte im herrlichen Schloss von Mooncaster auf. Endlich habe ich erkannt, dass diese graue Welt nichts als ein langweiliger, fader Traum ist. Ich bin eine der vier Unterköniginnen. Dies ist mein wahres Leben.«

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nein, nein, das stimmt nicht!«, brüllte er, obwohl er wusste, dass es keinen Sinn hatte, mit ihr zu streiten. Er hatte sie verloren, genau wie seine Schwester und seine Eltern. Er musste von hier verschwinden.

»Es ist noch nicht zu spät für dich, Reggie«, sagte sie, während sie

ihm die Treppe hinunterfolgte. »Die Frau Jennifer hatte dich gern, du warst ihr Neffe. Ich werde mich an den Heiligen Magus wenden, vielleicht kann er dir helfen. Du darfst kein Abtrünniger bleiben. Komm zu uns!«

»Nicht ums Verrecken!«, keifte er und rannte durch den Flur in die Küche, um seinen Rucksack zu holen. »Du und der ganze Rest, ihr könnt mich mal!«

»Abtrünnige werden nicht geduldet!«, erklärte sie, während sie raschelnd die Stufen herunterkam.

Reggie kniff die Augen fest zu und atmete tief durch. Er durfte jetzt nicht die Nerven verlieren. Ihm blieb keine Zeit, um seine Tante zu trauern, das konnte er später nachholen, wenn er erst in Sicherheit war. Falls er jemals in Sicherheit sein würde. Egal, jetzt musste er zusehen, dass er von hier fortkam.

Er eilte zurück in den Gang.

Die Frau, die einmal seine Tante Jen gewesen war, stand nun auf der untersten Stufe, einen Fächer aus schwarzen Federn in der Hand. »Du kannst nicht gehen«, sagte sie und schlug sich damit sanft in die Hand.

»Dann schau mal gut zu!«, knurrte Reggie und stürmte zur Haustür hinaus.

Wie angewurzelt blieb er stehen. Verzweifelt blickte er sich um und eine eisige Kälte ergriff ihn. Die Straße war voller Menschen. Mehrere Hundert Anwohner und Nachbarn hatten sich stillschweigend vor dem Haus versammelt. Sie alle waren wie mittelalterliche Märchenfiguren gekleidet und jeder Einzelne trug eine Spielkarte an seinem selbst gemachten Kostüm. Ganz in der Nähe, auf dem Rasen, standen Reggies Onkel und Cousins.

Onkel Jason trug einen Kittel mit einem Gürtel, an dem Zinnhumpen hingen. Er sollte vermutlich einen Gastwirt darstellen, wirkte aber einfach nur lächerlich. Seine Söhne, Tim und Ryan, waren ebenfalls verkleidet. Einer war ein Page, der andere ein Küchenjunge.

Reggie fühlte, wie ihm das Herz in die Hose rutschte. Er saß in der Falle.

»Abtrünnling«, sagten seine Cousins.

»Abtrünnling«, wiederholte sein Onkel.

»Abtrünnling!«, zischte Tante Jen, die hinter Reggie in der Tür erschienen war.

Das Wort verbreitete sich wie ein Lauffeuer, bis die riesige Menschenmenge es wie ein Mantra rief. In allen Gesichtern lag unverhohlene Wut.

»Wir dürfen nicht dulden, dass Abtrünnige am Leben bleiben!«, brüllte Onkel Jason.

»Verbrennt ihn!«, rief Ryan.

»Verbrennt ihn!«, schallte das Echo aus der Menge.

Mit blankem Entsetzen starrte Reggie sie an. Sie meinten es ernst, keine Frage! Sie würden ihn bei lebendigem Leib verbrennen, so weit hatte der Wahn sie schon getrieben.

»Sperrt ihn in den Schuppen und zündet ihn an!«, schrie Onkel Jason.

»Nein!«, befahl Tante Jen. »Es muss ordentlich geschehen, so, wie wir auch den Bösen Hirten verbrennen würden. Baut einen Scheiterhaufen. Holt Holz und Benzin!«

Der Mob johlte vor Begeisterung. Viele rannten in ihre Häuser, um alles herbeizuzerren, was brennbar war. Der Rest umkreiste Reggie und kam immer näher. Er konnte rein gar nichts machen, es gab keine Aussicht auf Flucht. Kräftige Hände packten ihn. Man hob ihn in die Luft und trug ihn zur Straße.

Ein erster kleiner Haufen Scheite lag schon auf dem Asphalt. Darauf stapelten sich Stühle, Tische, leere Bücherregale, von den Wänden gerissene Schränkchen, Bündel von Zeitungen, die rasch aus Recyclingtonnen geholt worden waren – alles, was ein Feuer nähren konnte, wurde voller Euphorie herbeigeholt. Ein Mann trat mit einer Kettensäge aus seinem Haus und machte sich eilig daran, die Möbel in Stücke zu zersägen, die man leichter stapeln konnte.

Reggie wurde um die stetig wachsende Holzpyramide herumgetragen wie eine lebendige Guy-Fawkes-Puppe. Ein Rentner warf freudestrahlend seinen Gehstock mit dazu, während eine Frau unter schallem Gelächter einen Kanister mit Brennöl aus ihrer Garage herbeitrug. Als sie zu Reggie aufblickte, sah er die aufgekratzte Erwartung in ihrem Gesicht. Sie begann, um den Holzhaufen herumzutanzten und ausgelassen das Öl darüberzugießen.

Reggie wurde so fest gehalten, dass er sich keinen Millimeter rühren konnte. Er wollte um Hilfe rufen, die Meute anbrüllen und ihnen klar machen, dass sie alle den Verstand verloren hatten, dass an all dem nur

das Buch Schuld hatte und sie besessen waren – dass sie im Begriff waren, einen Mord zu begehen. Aber keiner hörte ihm zu, stattdessen sangen sie immer lauter die bescheuerten Lieder aus der bösen Schrift. Das war's dann also. Er würde in den Flammen sterben.

Doch plötzlich durchschnitt das Heulen einer Sirene das aufgeregte Gebrabbel der Menschen und zu Reggies unermesslicher Erleichterung rasten zwei Streifenwagen die Straße herunter und blieben mit quietschenden Bremsen vor dem Scheiterhaufen stehen.

»Oh, danke, danke!«, schrie Reggie.

»Sofort aufhören!«, brüllten die Officer, während sie die Autotüren zuschlugen.

Die Menge verstummte.

Einer der Polizisten trat vor, die Hand griffbereit nur Zentimeter von der Waffe an seiner Hüfte entfernt. Seit es vor einigen Monaten mit den Protestmärschen und Straßenschlachten angefangen hatte, war die englische Polizei bewaffnet.

»Lassen Sie den Jungen runter!«, befahl er.

Einen Augenblick zögerten die Menschen, doch dann sah der Mob ein, dass mit den Polizisten nicht zu spaßen war.

Die Männer, die Reggie festhielten, setzten ihn ab.

»Treten Sie von ihm weg!«, wies der Officer sie an.

Die Menge gehorchte, wenn auch grummelnd, und der Junge rannte zu den Polizeiwagen.

»Ich kann's nicht glauben!«, rief er. »Ich war fest davon überzeugt, dass Sie alle besessen sind. Ich dachte, die Polizei wäre auch schon komplett unter der Fuchtel von diesem Buch! Diese Verrückten wollten mich verbrennen!«

Der Polizist ignorierte Reggie. »Wer hat hier das Sagen?«

»Ich«, erschallte die Stimme von Tante Jen.

Tuschelnd teilte sich die Menge und gab ihr den Weg frei, damit sie vortreten konnte. Während sie sich Luft zufächerte, schritt die Dame mit königlichen Schritten an ihnen vorbei.

Reggie warf ihr einen finsternen Blick zu und unzählige Vorwürfe loderten in seinem Inneren auf, grell und laut, so wie es das Feuer gewesen wäre. Doch noch bevor er einen Laut von sich geben konnte, taten die Polizisten etwas, das seine neu geschöpfte Hoffnung im Keim erstickte.

Jeder einzelne Officer nahm den Hut vom Kopf und kniete vor der Pikkönigin nieder. Reggie wurde klar, dass auch sie irgendwo unter ihren schusssicheren Westen eine Spielkarte tragen mussten.

»Eure Majestät«, wandte der Polizist sich nun an sie. »Ich bin Sir Gorvain aus dem königlichen Hause der Karo.«

»Ihr seid gerade rechtzeitig gekommen, um unserem Freudenfest beizuwohnen«, begrüßte Jennifer ihn. »An diesem Tag verbrennen wir einen, der sich dem Heiligen Magus widersetzt, einen heimtückischen Widersacher, der mit dem Bösen Hirten gemeinsame Sache macht!«

»Gewährt mir die Ehre, den Bösewicht zu den Flammen zu geleiten.«

Die Pikkönigin klappte ihren Fächer zu und deutete damit über die Schulter des Polizisten. »Zuerst, Sir Ritter«, sagte sie streng, »müsst Ihr ihn wohl erneut einfangen.«

Alle blickten in die Richtung, in die sie zeigte.

Reggie hatte die Gelegenheit beim Schopf gepackt und rannte die Straße hinunter. In der Menge wurden laute Pfiffe und Buhrufe laut. Der Junge hatte seinen schweren Rucksack zurückgelassen und legte einen Sprint hin wie noch nie zuvor in seinem Leben. Der Scheiterhaufen lag zwischen ihm und den Streifenwagen, mit den Autos würden sie ihn also nicht verfolgen können. Vielleicht würde er doch noch einmal davonkommen. Noch gab es eine winzig kleine Chance!

Zwei Schüsse zerfetzten die Luft, doch Reggie hörte nur den ersten. Einen Herzschlag später lag er auf dem Boden. Zu guter Letzt war er tatsächlich entkommen, an einen Ort, wo das Böse aus dem Buch ihn niemals erwischen würde.

Die Menge applaudierte. Sir Gorvain wedelte mit seiner Pistole prahlerisch in der Luft herum und verbeugte sich vor den klatschenden Menschen. Jemand fing an zu singen, ein anderer spielte auf seinem Handy Lautenklänge ab, während ein Dritter ein Tamburin schüttelte und ein höfischer Tanz begann. Viele Hände griffen nach den bunten Bändern, die von der Straßenlaterne hingen, und die Höflinge hüpfen lachend im Kreis. Einige holten ihre Bücher und lasen gemeinsam laut vor. Welch ein glorreicher Aprilabend es doch war!

Die Frau, die einmal Tante Jen gewesen war, blickte ungerührt auf die Straße, wo der junge Abtrünnling lag. Dann klappte sie ihren Fächer wieder auf und schloss sich dem Tanz an.

## 2

»Wie viele von Ihnen vielleicht schon aus den Nachrichten oder dem Internet erfahren haben, geht etwas höchst Merkwürdiges auf der anderen Seite des großen Teichs bei den guten alten Briten vor sich. Mal ehrlich, begreifen Sie, was diese Briten da treiben? Ich versuche nun schon eine ganze Weile, diesem neuen Phänomen auf den Grund zu gehen, aber ich muss zugeben, das alles ist mir so klar wie Nebelsuppe. Kate Kryzewski hat für Sie vor Ort in London, England, recherchiert, um Licht in den Fall des Jax-Syndroms zu bringen.«

Der Beitrag wurde eingespielt und der Nachrichtenmoderator lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Verrücktes kleines Drecksland«, regte er sich auf und schüttelte herablassend den Kopf. »Sollen die ihre miesen Bücher doch behalten! Wir wollen sie jedenfalls nicht. Hab ich recht?«

Die junge Frau aus der Maske flitzte schnell zu ihm und tupfte ihm die glitzernde Stirn ab.

»Wie sehe ich aus, Tanya?«, fragte er schon fast schnurrend.

»Tadellos wie immer, Mr Webber«, antwortete die hübsche Tanya äußerst professionell.

»Findest du nicht, ich hätte langsam eine kleine Augen-OP nötig, hm? Sitzt noch immer alles, ja?«

Tanya war klug genug, ihn nicht darauf hinzuweisen, dass sie durchaus wusste, dass er schon zwei Schönheitsoperationen hinter sich hatte, um seine Tränensäcke und die Krähenfüße loszuwerden. Zugegeben, das Ergebnis konnte sich sehen lassen – vermutlich hatte er es hier an der Ostküste machen lassen, wo der Trend eher zu dezenten Eingriffen ging, anders als in Kalifornien. Dort sah man hinterher wie eine wandelnde Wachsfigur aus, die zu lange in der Sonne gestanden hatte.

»Wie wär's mit Sushi nach der Arbeit?«, fragte er sie und setzte seinen laszivsten Schlafzimerblick auf. »Ich kenne da ein super Restaurant, wo man mich nicht belästigt und wir unsere Ruhe hätten – nur ich, du und das Wasabi.«

»Nein danke, Sir«, lehnte sie nun schon zum sechzehnten Mal in diesem Monat ab.

»Immer dieses Nein«, hauchte er und zuckte mit seinen in Armani gekleideten Schultern. »Bei so viel Ablehnung könnte ein gut aussehender, erfolgreicher Junge glatt sein Selbstvertrauen verlieren. Solange ich verheiratet war, habe ich schon genug Neins kassiert – bis zum Tag der Scheidung. Da wurden aus den Neins schlagartig viele Jas. Ja, sie wollte mein Apartment, ja, sie wollte meine Autos, ja, sie wollte Unterhalt von mir, ja zu den viereinhalb Litern meines Null negativ, diese Blutsaugerin. Ich kann von Glück reden, dass sie mir nicht auch noch meine beiden ... ähm ... *Wasabis* abgeschnitten hat.«

»Es bleibt bei Nein, Mr Webber«, sagte Tanya, duckte sich aus dem Bild und verschwand hinter der Kamera.

»Kann ein bisschen roher Fisch denn so abstoßend sein?«, versuchte er es noch einmal und blickte ihrem fliehenden Ausschnitt hinterher.

»Der Fisch nicht, du arsch«, zischte sie leise.

Harlon Webber hielt Ausschau nach einem neuen Gesprächspartner, doch seine Crew kannte ihn gut genug, um nur dann mit ihm Augenkontakt aufzunehmen, wenn es wirklich sein musste. Gezwungenermaßen wandte sich Harlon also wieder dem Bildschirm zu und schaute sich den Bericht an, der eben ausgestrahlt wurde.

Ganz Großbritannien hatte anscheinend den Verstand verloren. Vor fünf Monaten war ein Kinderbuch mit dem Titel *Dancing Jax* veröffentlicht worden, das sich seitdem unfassbare dreiundsechzig Millionen Mal verkauft hatte. Das bedeutete mindestens ein Buch pro Bürger. Es hatte das Leben jedes Einzelnen in diesem Land völlig auf den Kopf gestellt.

Journalistin Kate Kryzewski kommentierte Bildmaterial von Randalen in Whitehall, wo rivalisierende Splittergruppen aneinandergeraten waren. Auf beiden Seiten kämpften Polizisten in Schutzanzügen, meistens gegeneinander. Unter dem Gejubil eines Mobs brannte ein Buchladen lichterloh, mehrere Menschen schleuderten Molotowcocktails gegen die Tore der Downing Street und ein Panzer rollte über den Trafalgar Square, um die aufgebrachten Unruhestifter zu verscheuchen. In der Charing Cross Road wurden Wasserwerfer und Tränengas gegen eine heranwogende Menge Protestler eingesetzt.

»Diese beunruhigenden Szenen spielten sich vor nur sieben Wochen

hier in London ab«, hörte man Kates Stimme im Hintergrund. »Ähnlich zugespitzte Auseinandersetzungen hat es im ganzen Land gegeben. Der totale Krieg schien in der Heimat von Fish and Chips und den Beatles ausgebrochen zu sein. Der Grund dafür? Ein altes Märchenbuch von 1936. So unglaublich das klingen mag, diese Nation wurde unerbitterlich und auf äußerst brutale Weise in zwei Lager gespalten – auf der einen Seite standen die, die das Buch gelesen hatten, auf der anderen die, die genau das verweigerten. Inzwischen haben die wütenden Aufstände nachgelassen und der Frieden ist auf der Insel wieder eingekehrt. Und warum? Weil mittlerweile so ziemlich jeder dieses Buch gelesen hat. Stellt sich nur die Frage, was *Dancing Jax* an sich hat, dass es solch extreme Reaktionen hervorruft. Noch habe ich selbst es nicht gelesen und werde mich auch hüten, bevor ich nicht Genaueres herausgefunden habe. Also habe ich mich hinaus auf die Straße gewagt, um dort nachzufragen ...«

Im weiteren Beitrag sah man, wie Kate in ganz London vor malerischen Wahrzeichen wie dem Buckingham Palace oder Big Ben wahllos Passanten interviewte. Jeder Befragte lobte das Buch und wie es sein Leben bereichert hatte, in den höchsten Tönen.

»Es ist mein Leben«, sagte ein vornehm gekleideter Mann in einem blauen Anzug vor dem Parlamentsgebäude. »Ebenso könnten Sie fragen, was es für mich bedeutet zu atmen. Es ist absolut lebenswichtig. Ich muss das Buch jederzeit bei mir tragen, denn ich halte es nicht aus, zu lange von Mooncaster getrennt zu sein. Ich habe sogar noch fünf weitere Exemplare, verteilt an verschiedenen Orten, nur für den Notfall. Heute ist dort Markttag, eigentlich sollte ich nun wirklich keine Zeit damit verschwenden, hier Politiker zu spielen. Ich muss den Stand in Schuss bringen und meine Waren auslegen ...«

»Entschuldigen Sie bitte, Sir«, hakte Kate nach, »aber Sie wirken auf mich nicht wie jemand, der sich für solche Rollenspiele interessiert.«

»Rollenspiele?« Er schnaubte abfällig. »Ich habe keine Zeit für Spielchen, Madam. Nur die königlichen Herrschaften, die Damen und Buben, können sich dem Müßiggang hingeben.«

Schnitt. Man sah den Eingang zu Selfridges in der Oxford Street, wo eine übertrieben geschminkte ältere Dame, behängt mit zahllosen Ketten und drei Ohrringen an jedem Ohr, die Reporterin entgeistert anstarrte.

»Sie haben es noch nicht gelesen?«, schrie sie ungläubig. »Oh, das müssen Sie aber, Schätzchen. Besorgen Sie sich gleich ein Buch! Sofort und ohne Umwege!«

»Warum ist es Ihnen so wichtig?«, fragte Kate.

»Wichtig?«, wiederholte die Frau verdutzt. »Es bedeutet mir alles, Liebes, einfach alles. Mit *wichtig* hat das nichts zu tun – es bringt mich nach Hause, fort von all dem hier.«

»Nur so hält man dieses Scheißleben in diesem grauen Dreckloch hier überhaupt aus, stimmt's?«, meldete sich ein schwarzer Taxifahrer zu Wort, der sein Fenster heruntergelassen hatte und in die Kamera blickte.

»Und wie oft haben Sie es schon gelesen?«, wollte Kate wissen.

»Keine Ahnung, Schätzchen, aber man kann es gar nicht oft genug lesen. Mein wahres Leben dort ist zuckersüß. Schauen Sie sich nur diesen bescheuerten Busfahrer an, glaubt, die ganze Straße gehört ihm! Warum, zum Teufel, kann ich meinen Langbogen nicht in diese schnöden Träume mitnehmen, hm? Dann hätte ich mir dieses Bürschchen schon längst vorgenommen!«

Im Studio warf Harlon Webber theatralisch die Hände in die Luft. »Warum tragen alle diese Dummköpfe eigentlich Spielkarten?«, fragte er in der Annahme, irgendjemand würde zuhören. »Ist das irgendeine Art Poker-Kult?«

Keiner ging darauf ein. Wie der Rest der Welt klebte auch das Team um Harlon Webber an den Bildschirmen und verfolgte fasziniert und bestürzt die Reportage.

»Hey, Johnny«, rief Harlon und spähte mit zusammengekniffenen Augen in die Düsternis hinter den Kameras. »Hast du nicht gesagt, deine kleine Schwester lebt da drüben? Warst du nicht schon vor einer Weile besorgt um sie?«

Jimmy, der Kameramann, war es gewohnt, dass sich dieser Trottel von einem Nachrichtensprecher seinen Namen nicht merkte. Früher hatte es ihm noch etwas ausgemacht, doch jetzt kratzte es ihn nicht mehr.

»Ihr geht's bestens, Mr Webber«, antwortete er gleichmütig. »Alles ist bestens.«

»Kate sieht echt heiß aus, nicht? Hey, hat sie irgendeiner hier schon

mal flachgelegt? Normalerweise steh ich nicht auf Rothaarige, aber bei ihr versuche ich schon seit zwei Jahren zu landen. Vielleicht sollte ich Army-Klamotten tragen. Genau, bestimmt zieht es sie deshalb zu den ganzen Kriegsschauplätzen. Kahl rasierte Soldaten machen sie an, da wett ich drauf! So ein Kraftpaket, das den starken Mann markiert.«

Keiner im Studio reagierte.

»Hey, hi!«, sagte gerade ein amerikanischer Student vor dem British Museum in die Kamera. »Ich bin Brandon aus Wisconsin – zumindest bin ich das, wenn ich hier sein muss, alles klar? Eigentlich bin ich nämlich ein Bauer im Königreich des Prinzen der Dämmerung. Und hey, passt bloß auf, falls ihr diesem Bösen Hirten über den Weg lauft! Jemand hat ihn drüben bei den Sümpfen gesehen, und das ist echt viel zu nah, Mann! Er bedeutet echt schlimmen Ärger, Leute, und wenn er meinen Ziegen irgendwie zu nahe kommt, dann knöpf ich ihn mir mit meiner Axt vor. Hirten-Hirn kommt dann auf den Tisch! Letzten Herbst hat er den Gänsen von Meisterin Sarah die Herzen rausgerissen, jeder einzelnen –«

»Wenn ich mich nur ganz kurz mit dir unterhalten dürfte, Brandon?«, fiel Kate ihm ins Wort.

»Klar, kein Problem. Deshalb bin ich ja hier, nicht? Um Brandon zu sein und mich auszuruhen, damit ich drüben noch stärker sein kann – echt cool!«

»Was halten deine Eltern in den USA denn von all dem?«

»Tja, das ist so 'ne Sache. Neulich hab ich mit ihnen geskyppt. Ist schon echt schräg, hier in diesem Traumding auch eine Familie zu haben. Meine wahre Mom ist nämlich gerade in unserem kleinen Häuschen und spinnst Wolle oder erntet draußen auf dem Feld Rettiche.«

»Und deine Familie in Wisconsin, wie findet die das?«

»Die kapierten das nicht, Mann. Aber ich meine, wie auch? Sie haben ja noch keins der Heiligen Bücher. Sie sind schon ganz in Ordnung, ist nicht ihre Schuld. Aber die sind total ausgerastet, Mann.«

»Wegen deiner Hingabe an *Dancing Jax*?«

»Sie sind einfach nur unwissend, Mann. Das ist alles. Aber bald wird sich das ändern. Gestern hab ich ihnen ein Buch per FedEx geschickt!«

»Du hast eins dieser Bücher nach Amerika geschickt?«

»Aber klar. Kann mir eigentlich gar nicht erklären, warum das nicht schon längst einer gemacht hat! Mach die Augen auf, Amerika!«

»Danke, Brandon.«

»Hey, Mann, gesegneten Tag auch!«

Kate Kryzewski, eine Reporterin, die sich so schnell durch nichts aus der Ruhe bringen ließ, die in Afghanistan und im Irak gewesen war, schien ehrlich beunruhigt. Mit ernstem Blick wandte sie sich zur Kamera. »Mach die Augen auf, Amerika«, wiederholte sie. »Dem jungen Mann kann ich nur von Herzen beipflichten. Jeder Einzelne, den ich hier in London getroffen habe, war vollkommen besessen von diesem scheinbar normalen und altmodischen Märchenbuch. Und wenn ich *besessen* sage, meine ich das wortwörtlich. Die Menschen hier sind nicht nur glühende Fans. Ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass dieses Buch sie völlig in Besitz genommen hat, und zwar in solch einem Maß, dass jeder die Identität einer der Charaktere aus der Geschichte angenommen hat. An allem, was damit nicht in Verbindung steht, haben sie kein Interesse mehr. Wann immer sich die Gelegenheit bietet, lesen sie in dem Buch, wieder und wieder. Die britische Regierung hat sogar vor Kurzem ein neues Gesetz erlassen, nach dem das ganze öffentliche Leben sieben Mal am Tag für jeweils fünfzehn Minuten zum Stillstand zu kommen hat, damit Massenlesungen abgehalten werden können. Anscheinend liest es sich nämlich am besten in der Gruppe. Können Sie sich vorstellen, dass das auch in Amerika um sich greift?«

»Verflucht gruselig ist das«, bemerkte Harlon, der noch immer in seinem Sessel lümmelte und mit der flachen Hand auf sein Pult klatschte. »Durchgeknallte Irre, allesamt! Da sieht man, was warmes Bier und schlechtes Essen anrichten können! Als ich das letzte Mal dort war, wollten die mir allen Ernstes Bohnen zum Frühstück servieren. ›Wollt ihr mich verarschen?«, hab ich gesagt. ›Nehmt euren Bauernfraß und verschwindet!‹ Dämliches, hinterwäldlerisches Pack!«

»Und in jedem Garten und Park«, fuhr Kate fort, die inzwischen vor dem Palmenhaus in Kew Gardens stand, »wachsen diese merkwürdigen neuen Züchtungen von Bäumen und Sträuchern, die man Minchet nennt.«

Die Kamera zoomte an ihr vorbei und nahm eine Reihe von hässlichen, missgestalteten Büschen in den Fokus, die mit ihren Ausläufern die meisten der exotischen Pflanzen, die hier einmal gediehen waren, erdrückten und absterben ließen.

»Auch diese Pflanze kommt in dem Buch vor. Und seien Sie froh, dass wir noch nicht in Vier-D senden, so bleibt Ihnen immerhin das Geruchserlebnis erspart. Dieses Grünzeug stinkt nach einer Mischung aus Sumpf, Mundgeruch und feuchtem Keller. Dennoch haben die Briten eine derartige Vorliebe für die Früchte entwickelt, dass man sie inzwischen schon in Säfte, Limonade, Kosmetik und sogar in Süßigkeiten mischt. Man kann einen MacMinchet Burger genauso wie einen Great Grey Whopper kaufen und das Geheimrezept der Spezialsoße von Kentucky Fried Chicken besteht nun aus *zwölf* Kräutern und Gewürzen. Ohne Zweifel fragen Sie sich, ob hier vielleicht eine süchtig machende Droge am Werk ist, doch wir haben es ins Labor geschickt und absolut keinen Hinweis auf etwas gefunden, das für das merkwürdige Verhalten der Menschen hier verantwortlich sein könnte.«

Als Nächstes meldete sich die Reporterin vom Savoy Hotel zurück. Kate hatte ein ernstes Gesicht aufgesetzt.

»Im Zentrum dieses seltsamen neuen Phänomens steht der Mann, der *Dancing Jax* dem Publikum des 21. Jahrhunderts vorgestellt hat. Auch er identifiziert sich mit einer der Personen aus dem Buch, und zwar mit der des Ismus, dem Heiligen Magus. Er ist der charismatische Protagonist in diesen märchenartigen Geschichten und mir wurde eine Audienz bei ihm gewährt. Wir wollen sehen, ob er eine Erklärung für das hat, was hier vor sich geht ...«

Schnitt. Die nächste Szene zeigte die mit Plüsch ausgestattete Inneneinrichtung einer Hotelsuite, wo ein schlanker Mann mit intelligenten Gesichtszügen und perfekt gepflegten, schulterlangen dunklen Haaren offensichtlich amüsiert Kates erster Frage lauschte. Er war ganz in schwarzen Samt gekleidet, was seine Blässe umso mehr betonte.

»Nein, nein«, korrigierte er. »Die Anhänger von *Dancing Jax* sind keine Sekte. Per Definition ist eine Sekte eine kleine, im Verborgenen agierende Gemeinschaft, deren Interessen nur wenige teilen.«

»Können Sie den Millionen von Amerikanern und den Menschen in der übrigen Welt erklären, was es mit diesem Buch genau auf sich hat?«, fragte Kate. »Und warum die Briten ihm derart hörig sind?«

Der Mann starrte geradewegs in die Kamera. »*Dancing Jax* ist eine Sammlung fabelhafter Geschichten, die in einem weit entfernten Königreich angesiedelt sind. Es wurde vor vielen Jahren von einem genialen und äußerst begabten Visionär verfasst, aber erst Ende letzten Jahres entdeckt –«

»Von Austerly Fellows«, unterbrach Kate ihn. »Er war eine Art Okkultist, der Anfang des 20. Jahrhunderts lebte. Es gibt Hinweise, dass er ein Satanist war, der verschiedene unschöne Geheimkulte gründete und leitete. Er soll auch eine Reihe von Hexensabbaten abgehalten haben.«

»Niederträchtige Gerüchte, die seine Feinde in die Welt gesetzt haben«, entgegnete der Ismus. »Austerly Fellows war ohnegleichen, ein Mann, der seiner Zeit weit voraus war, ein intellektueller Gigant, der mit vielen Talenten gesegnet war. Neid und Missgunst sind solch unkonstruktive, hinderliche Kräfte, finden Sie nicht auch?«

»Was ich noch immer nicht verstehe ... Warum sollte solch ein Mann, Satanist oder nicht, überhaupt auf die Idee kommen, ein Kinderbuch zu schreiben?«

»Es ist lediglich die Form, die er gewählt hat, um seiner unermesslichen Weisheit Ausdruck zu verleihen. Die Wahrheiten, die in *Dancing Jax* stecken, haben unser Land weit jenseits aller Erwartungen bereichert. Diese Geschichten sprechen zu ihren Lesern auf einer äußerst elementaren, wesentlichen Ebene.«

»Sie wollen damit sagen, dass es sich hierbei um eine neue Religion handelt?«

»Nein.« Er lachte. »Es ist keine Religion. Es ist eine Pforte zu einem besseren Lebensverständnis, eine Brücke zu einer weit farbenfroheren und aufregenderen Existenz.«

»Trotzdem haben Sie in Ihrem Gefolge zwei Priester, die wie Harlekiner verkleidet sind, und eine Frau namens Labella, die eine Hohepriesterin ist, oder etwa nicht?«

»In meinem Gefolge finden sich allerhand Charaktere.«

»Sie müssen doch aber zugeben, dass diese Lesungen, die täglich stattfinden ... als eine Art organisierter Gottesdienst angesehen werden können.«

»Nur, wenn man auch das Frühstück als einen organisierten Lobpreis für Cornflakes betrachtet.«

»Nun, ich für meinen Teil bevorzuge Kaffee, schwarz, und Donuts.

Können Sie mir die Bedeutung der Spielkarten erklären, die von den Lesern des Buchs getragen werden?«

Der Ismus lächelte nachsichtig. »Hätten Sie es gelesen, würden Sie es verstehen. Doch ich verderbe wohl niemandem das Lesevergnügen, wenn ich verrate, dass *Dancing Jax* in einem Königreich spielt, in dem es vier Königshäuser gibt, deren Wappenzeichen Karo, Kreuz, Herz und Pik sind. Die Zahlen geben an, mit welchem Charakter innerhalb des jeweiligen Hofstaats sich der Leser identifiziert. Eine Kreuz-Zehn etwa bezeichnet einen Ritter oder Adligen aus diesem Haus, während eine Zwei oder Drei einen weit niedrigeren Stand angibt – eine Küchenmagd oder einen Stallknecht zum Beispiel. Ganz einfach also.«

»Doch die Harlekinen und die Priesterin, die ich eben erwähnt habe – und übrigens auch einige andere Personen in Ihrem Hofstaat –, tragen keine Karten, wie mir aufgefallen ist. Warum?«

»Sie sind die Asse, etwas Besonderes. Sie brauchen keine Karten.«

»Bei Ihnen sehe ich auch keine. Sind Sie also ein Ass?«

Wieder lachte der Ismus leise. »Nein. Man könnte wohl sagen, dass ich der Geber bin.«

»Brat mir einen Storch!«, brüllte Harlon Webber im Studio. »Was genau bitte *gibt* der Kerl denn? Bleich genug für einen Drogendealer wäre er allemal!«

Kate fuhr fort. »Könnten Sie vielleicht die zunehmende Besorgnis lindern, die wir in Amerika im Hinblick auf dieses Buch und seine unerklärliche Macht über die Bevölkerung Großbritanniens haben? Können Sie verstehen, warum Außenstehende es seltsam, sogar bedrohlich und unheimlich finden?«

»Selbstverständlich muss es Außenstehenden merkwürdig vorkommen, doch lassen Sie mich Ihre Befürchtungen zerstreuen. Es gibt keinen Grund, Angst zu haben. Dafür sind die Vorteile, die es unserer Gesellschaft gebracht hat, endlos.«

»Und dennoch hat es vor nicht einmal zwei Monaten Unruhen in sämtlichen britischen Großstädten gegeben. Die Menschen haben gegen *Dancing Jax* protestiert. Szenen haben sich abgespielt, die an Auseinandersetzungen im Mittleren Osten erinnerten. Wir alle haben die CNN-Bilder von den Straßenkämpfen noch im Gedächtnis. Und das

Internet war in ganz Großbritannien volle drei Wochen lahmgelegt. Wie erklären Sie das? Gab es nicht sogar mehrere Tote?»

»Die Meinungsverschiedenheiten sind beigelegt«, versicherte der Ismus. »Diese fehlgeleiteten Gruppierungen waren Unruhestifter, die das Buch gar nicht gelesen hatten. Dass Menschen gestorben sind, ist höchst bedauerlich, doch es waren Unfälle, nichts weiter. Derartige Gewaltausbrüche könnten niemals wieder stattfinden.«

»Weil die Anti-Jax-Gruppierungen das Buch inzwischen gelesen haben und damit unter seiner, also Ihrer, Kontrolle stehen?»

»Wie ich schon sagte, es gibt keine Aufstände mehr. Genau betrachtet, ist es nicht nur ruhiger geworden, Verbrechen – und das in jeder Hinsicht – existieren überhaupt nicht mehr.«

»Nicht zu glauben!«

»Es stimmt aber. Das letzte Verbrechen wurde vor über einem Monat gemeldet, und das bezieht sich auf jede Art von Vergehen. So etwas passiert einfach nicht mehr.«

»Unfassbar.«

Der Ismus grinste Kate an. »Nicht wahr? Und dann wäre da noch der Verkauf von verschreibungspflichtigen Medikamenten, wie Antidepressiva und Valium – liegt inzwischen bei null. Die Menschen brauchen diesen Mist nicht länger. Drogen, egal ob legal oder illegal, haben sie nicht mehr nötig. Entziehungskuren gehören der Vergangenheit an. Jeder frühere Alkoholiker oder Drogenabhängige ist heute clean.«

»Es fällt mir schwer, Ihnen das abzunehmen, Mr Ismus.«

»Ismus genügt.«

»Sie sagen also, dieses Buch hätte ernsthafte Depressionen geheilt? Dass kleinere wie schwerwiegende Straftaten von diesem Buch ausgemerzt wurden? Dass Abhängigkeit von starken Drogen wie Heroin aufgrund dieser Geschichte vollständig ausgelöscht wurde?»

»Sie sollten einem unserer Hochsicherheitsgefängnisse einen Besuch abstatten. Jedes einzelne hat heute je vier Teams von Moriskentänzern und eine eigene kleine Heimliga. Statt Unruhe zu stiften, veranstalten die Sträflinge Tanzwettbewerbe.«

»Das ist absolut verblüffend.«

»Und das ist nur eine der vielen Freuden, die *Dancing Jax* zu bieten hat«, betonte der Ismus. »Es hat dieses in sich zersplitterte Land wieder vereint und es zu einem besseren Ort gemacht.«

»Können Sie erklären, wie das vor sich gegangen ist? Was genau ist es, was das Buch seinen Lesern bietet? Und wie kommt es, dass es solche Macht über die Menschen hat?«

Der Ismus blickte Kate in die Augen, sodass es sie beinahe aus der Fassung brachte. Doch sie würde nicht zulassen, dass er sie einschüchterte. Sie hatte schon wesentlich mächtigere Menschen interviewt – zumindest glaubte sie das.

»Es bietet ihnen Ordnung«, erläuterte er. »Menschen brauchen eine feste Führung, sie geben es nur nicht zu, weil man ihnen eingetrichtert hat, dass das schlecht sei. Sie wollen an eine einfachere Welt glauben, in der die Bürde der freien Entscheidung nicht existiert. Wo sie wissen, wer sie sind und welche Rolle ihr Leben in einem größeren Ganzen spielt. Zu wissen und dazuzugehören, sind –«

»Die *Bürde* der freien Entscheidung?«, fiel Kate ihm ins Wort. »Entschuldigen Sie, aber Meinungsfreiheit und freier Wille machen uns doch aus, vor allem uns Amerikaner. Es ist der Grundstein unserer Verfassung. Wie können Sie das eine Bürde nennen?«

Der Ismus machte eine wegwerfende Handbewegung, die Kate als absolut beleidigend empfand. »Nichts als eine nette kleine Illusion. Was Sie für freie Wahl und freien Willen halten, ist nichts als Schall und Rauch. Welche Wahl hat man denn heutzutage noch, wo ein Geschäft dem anderen gleicht? Oder nehmen Sie zum Beispiel das Internet: Wo hat man dort noch eine freie Wahl?«

»Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen. Das Internet bietet eine unendliche Vielzahl von Optionen, zwischen denen man sich entscheiden kann.«

Er zog ein bedauerndes und zugleich betont geduldiges Gesicht. »Millionen von Menschen sind online. Man sollte in der Tat denken, dass es unendlich viele Möglichkeiten, grenzenlose Abwechslung gibt. Aber das wollen die Nutzer gar nicht.«

»Ach nein?«

»Zu viel Auswahl zu haben verwirrt nur. Wie ich schon sagte, die Menschen sehnen sich nach Ordnung und Struktur. Sie brauchen jemanden, der ihnen sagt, was sie einzukaufen haben und wo. Menschen sind Herdentiere und brauchen jemanden, der ihnen den Weg weist. Deshalb lassen sie auch zu, dass man all ihre Daten sammelt, dass man das Chaos des Internets mit jedem braven Mausclick, den sie tätigen,

zähmt und formt. Man steckt die Unendlichkeit mit Mauern ab, weil die Menschen Angst vor etwas so Willkürlichem und Endlosem haben.«

»Dem kann ich nicht wirklich zustimm-«

»Sie vergeuden nur Ihre Pfefferminz-Puste, wenn Sie es abstreiten. Unterm Strich gibt es nur eine einzige relevante Plattform, um sich Musik herunterzuladen, nur ein Auktionshaus, nur ein soziales Netzwerk, eine einzige Suchmaschine, eine Homepage, auf der man Videos mit anderen teilen kann, nur eine Seite, wo man seine Bücher kauft, nur ein Lexikon und einen Weg, um für all das zu bezahlen ... Und Sie erzählen mir ernsthaft, dass Sie an die Illusion der Wahlfreiheit glauben? Kommen Sie, geben attraktive Frauen noch immer vor, dümmer zu sein, als sie sind, um in der Welt zurechtzukommen, die angeblich den Männern gehört?«

Kate entschied, sich nicht von ihm ärgern zu lassen, und wechselte wieder zum eigentlichen Thema. »Und was ist mit den Menschen, die von *Dancing Jax* noch nicht in den Bann geschlagen wurden?«

»Interessante Wortwahl. In der Tat, es gibt einige solche traurigen Gestalten. Weniger als ein Prozent der Bevölkerung ist unfähig, die Macht und die Schönheit von *Dancing Jax* zu schätzen.«

»Ist es nicht so, dass eben diese Leute diskriminiert, verfolgt und brutal unterdrückt werden?«

»Das ist vollkommen an den Haaren herbeigezogen. Diese Menschen verdienen unser Mitgefühl und Bedauern, und von beidem erhalten sie reichlich.«

»Meine Quellen sagen anderes.«

Der Ismus fixierte Kate, und trotz ihrer jahrzehntelangen Erfahrung als Kriegsreporterin in einigen der gefährlichsten Gegenden der Welt fühlte sie eine Angst in sich aufsteigen, wie sie sie noch nie gespürt hatte.

»Nun frage ich mich doch, von welchen Quellen Sie da sprechen«, hakte er nach.

»Die kann ich nicht preisgeben.«

»Das ist nicht nötig. Ich kann es mir denken. Sagen Sie, schenken Sie paranoiden Verschwörungstheoretikern, die einen privaten Kreuzzug führen, immer so schnell Glauben? Martin Baxter ist nichts weiter als ein eifersüchtiger, verbitterter Mathelehrer aus Suffolk. Sein Groll gilt

nicht *Dancing Jax*, sondern mir persönlich. Seine Ex hat ihn verlassen, um meine Gefährtin zu werden. Und auch ihr Sohn lebt bei mir, der Junge gehört zur Erstbesetzung meiner vier Buben – Jack, aus dem Haus der Karo. Martin Baxter weiß schlichtweg nicht, wann er verloren hat. Der Mann tut mir leid, ja, wirklich. Aber er sollte endlich einen Schlusstrich unter diese Episode ziehen.«

»Ist er etwa deshalb in den Untergrund abgetaucht? Erklärt das, weshalb er so große Angst hat, dass er sich nicht einmal mit mir treffen wollte, sondern nur per Mail kommuniziert? Er hat seine Kritik äußerst klar formuliert, was Ihre Machenschaften und die Auswirkungen des Buchs angeht.«

»Der Kerl hat Wahnvorstellungen und ist außerdem ein militanter Störenfried. Nach ihm wird sogar gefahndet, weil er für die Unruhen, die Sie erwähnt haben, verantwortlich ist. Seine Anschuldigungen gegen mich und *Dancing Jax* sind auf ganzer Linie widerlegt und verurteilt worden, stattdessen haben die Zeitungen einige äußerst unschöne und peinliche Details über sein Privatleben herausgefunden. Warum schenken Sie jemandem wie ihm überhaupt Gehör?«

»Sir, mich interessiert viel mehr, wie die Menschen behandelt werden, die sich der Begeisterung über Ihr Buch nicht anschließen. Was passiert mit ihnen?«

Wieder wandte sich der Ismus direkt an die Kamera. »Ich habe vor, diesen Menschen zu helfen, damit sie die Chance erhalten, sich uns anzuschließen, und ebenfalls in den unbeschreiblichen Genuss dieses fantastischen Werks kommen. Ebenso wie ich es mit den übrigen Ländern dieser Welt teilen möchte, Ihres eingeschlossen.«

»Sir«, wiederholte Kate in einem Tonfall, der ohne jeden Respekt war. »Der Rest der Welt hat ein Auge auf die Vorgänge in Ihrem Land und beobachtet alles ganz genau. Washington wird nicht zulassen, dass dieses kontroverse Buch in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wird, wenn es derartig zugespitzte Demonstrationen auslöst und die Bürger in ferngesteuerte Zombies verwandelt, die meinen, ihr Leben sei nicht ihre wahre Existenz. Ich glaube nicht, dass Sie damit rechnen können, dass Ihr Buch außerhalb von Großbritannien auf den Markt kommt.«

Der Ismus grinste sie an. »Und dennoch haben wir *Dancing Jax* im Frühjahr auf der internationalen Buchmesse in Bologna in viele andere Länder verkauft. Just in diesem Moment wird es in neun Sprachen

übersetzt. Ich bin schon sehr gespannt auf die ausländischen Ausgaben, wirklich, ich kann es kaum erwarten. Die Worte von Austerly Fellows werden auf der ganzen Welt verbreitet sein.«

Das Interview endete mit dem schiefen Lächeln des Ismus, dann folgte ein Schnitt und Kate Kryzewski war wieder vor dem Savoy zu sehen.

»Das ist also der aktuelle Stand der Dinge im Vereinigten Königreich. Mir, für meinen Teil, will es noch immer nicht in den Kopf, doch eins kann ich mit den Worten von Brandon aus Wisconsin nur abermals deutlich betonen: Mach die Augen auf, Amerika!« Die Kamera zoomte langsam auf ihr Gesicht. »Lassen Sie nicht zu, dass dieses Buch in Ihrem Land Fuß fasst«, warnte sie. »Lassen Sie nicht zu, dass es sich ausbreitet. *Dancing Jax* darf unsere Bürger, unsere geliebten Kinder nicht wie hier in willenslose Sklaven verwandeln. Unser ›Land of the Free‹, die Heimat der freien Bürger, darf nicht der Tyrannei dieses heimtückischen Buchs zum Opfer fallen. Sollten Sie von Freunden oder Verwandten aus Großbritannien ein Exemplar zugeschickt bekommen, vernichten Sie es auf der Stelle! Blättern Sie es noch nicht einmal durch! Geben Sie ihm nicht die Chance, Sie zu unterjochen! Amerika, ich liebe dich! Sei wachsam! Das war Kate Kryzewski für NBC Night News, mit einem Bericht aus London, England.«

Die vertraute Studioeinrichtung erschien wieder auf den Bildschirmen. Mit leicht erhobenen Augenbrauen erweckte Harlon Webber einen gewohnt ruhigen und professionellen Eindruck. Er war bereit, zum nächsten Thema überzugehen.

Plötzlich erschallte ein Schrei im Studio und Jimmy, der Kameramann, rannte ins Bild. Er hatte den rechten Arm in die Luft gereckt und hielt mit stolzgeschwellter Brust ein Exemplar von *Dancing Jax* hoch, sodass Millionen von Amerikanern es sehen konnten.

»Lobpreist den Ismus!«, brüllte er enthusiastisch und Spuckeflecken besudelten die Linse. Seine Augen waren weit aufgerissen und die Pupillen so stark geweitet, dass man kaum noch etwas von der Iris sah. »Er lebe hoch!«, posaunte er weiter, bis der Sicherheitsdienst ihn fortzerzte. »Huldigt dem Ismus! Er ist unter uns!«